



Praxis Schulpsychologie

SONDERAUSGABE ZUM BUNDESKONGRESS FÜR SCHULPSYCHOLOGIE 2018



Heterogenität
verbindet

SCHWERPUNKTTHEMEN

Die Situation von Lsbti* Schüler*innen und wie wir sie verbessern können

„Die haben wir hier nicht“

Jugendliche, deren Verhalten oder Erleben gesellschaftlichen Anforderungen an Geschlecht und Sexualität widerspricht, wie beispielsweise lesbische, schwule, bisexuelle, trans* und inter* (Lsbti*) Jugendliche, sind psychisch deutlich belasteter als andere Jugendliche. In Schulen und Jugendeinrichtungen werden sie kaum wahrgenommen. Dabei können Lehrkräfte und andere pädagogische Fachkräfte eine Menge tun, um ihre Situation zu verbessern.

Wie ist die Situation von Lsbti* Schüler*innen?

Lsbti* Jugendliche versuchen drei bis vier Mal häufiger als andere Jugendliche, sich das Leben zu nehmen, und leiden öfter an Ängsten und Depressionen (Clark et al., 2014; Marshal et al., 2011).

Grund dafür ist unter anderem, dass sie häufiger Opfer von Mobbing werden und diskriminierende Bemerkungen über ihre Gruppe hören. „Lesbe“ wird von zwei von fünf Berliner Sechstklässlerinnen und Sechstklässlern als Schimpfwort verwendet, „schwul“ oder „Schwuchtel“ sogar von drei von fünf (Klocke, 2012). Etwa die Hälfte lästert über Mitschülerinnen und -schüler, weil diese für lesbisch oder schwul gehalten werden, und mehr als die Hälfte macht sich über diejenigen in der Klasse lustig, die sich nicht geschlechtskonform verhalten haben. Als Inhalt von Beleidigungen und Witzen sind LSBTI* in Schulen also stark präsent.

Ansonsten sind sie weitgehend unsichtbar. In einer repräsentativen Umfrage Ende 2016 berichteten zwei von drei der unter 30-jährigen Befragten, dass in ihrer gesamten Schullaufbahn Lehrkräfte niemals Unterrichtsbeispiele oder Schulmaterialien verwendet hätten, in denen auch lesbische, schwule oder bisexuelle Personen vorgekommen seien (Küpper, Klocke & Hoffmann, 2017). Drei von vier gaben an, niemals Lehrkräfte gehabt zu haben, die offen mit ihrer lesbischen, schwulen oder bisexuellen Orientierung umgegangen seien. Eine Befragung von über 500 Lehrkräften und anderen pädagogischen Fachkräften an 43 repräsentativ ausgewählten Berliner Schulen zeigt, dass Trans- und Intergeschlechtlichkeit noch weniger thematisiert werden (Klocke, Salden & Watzlawik, in Vorb.). Nur 38 Prozent der befragten Fachkräfte wusste von offen lesbischen, schwulen oder bisexuellen Schüler*innen; bei trans* und inter* Schüler*innen lagen die Werte mit 24 und fünf Prozent noch darunter.

Gibt es tatsächlich kaum Lsbti* Schüler*innen, beispielsweise, weil diese ihre sexuelle Orientierung oder Geschlechtsidentität erst nach der Schulzeit bemerken? Die Ergebnisse einer Befragung von über 5.000 Lsbti* Jugendlichen und jungen Erwachsenen durch das Deutsche Jugendinstitut widersprechen dieser Ver-

mutung (Krell & Oldemeier, 2017): Demnach weiß die Mehrheit lesbischer, schwuler und bisexueller Jugendlicher bis zum Alter von 14 Jahren über ihre nicht-heterosexuelle Orientierung Bescheid (inneres Coming-out), die Mehrheit der trans* Jugendlichen erlebt bereits bis zum Alter von elf Jahren das ihnen zugewiesene Geschlecht als nicht stimmig. Bis die Jugendlichen der ersten anderen Person von ihrem Erleben berichten (äußeres Coming-out), vergehen allerdings im Durchschnitt mehrere Jahre, und insbesondere in der Schule hüten sich die meisten davor, offen zu ihrer Identität zu stehen. Während ihre heterosexuellen Mitschülerinnen und Mitschüler erste romantische Beziehungen stolz zeigen, machen Lsbti* Jugendliche ihr Erleben mit sich alleine aus. Doch was können Lehrkräfte und andere pädagogische Fachkräfte tun, um ihre Situation zu verbessern? Im Folgenden verwenden wir den Begriff „pädagogische Fachkräfte“ für alle Personen, die beruflich mit Kindern und Jugendlichen arbeiten, also neben Lehrkräften beispielsweise auch Sozialarbeiterinnen und -arbeiter, Erzieherinnen und Erzieher.

Wie lässt sich die Situation von Lsbti* Schüler*innen verbessern?

Neben der oben erwähnten Berliner Schulbefragung (Klocke, 2012) untersuchen viele andere sozialpsychologische Studien, wie Vorurteile abgebaut und (dadurch) die Situation von Lsbti* Schüler*innen verbessert werden können. Wichtig dafür ist zum einen, sexuelle und geschlechtliche Vielfalt aus der Tabu- und Schmutzdecke herauszuholen und sichtbar zu machen, und zum anderen gegen Diskriminierung konsequent einzuschreiten.

Sichtbarkeit lässt sich herstellen, indem in der Sprache, in Lehrmaterialien und anderen Medien sowie in der Gestaltung von Gebäude und Unterricht auch Lsbti* Personen vorkommen und mitgedacht werden und indem Schülerinnen und Schülern persönlicher Kontakt zu Lsbti* Personen ermöglicht wird, beispielsweise durch die Einladung von Aufklärungsteams (siehe unten „Weiterführende Informationen“). Pädagogische Fachkräfte können sexuelle und geschlechtliche Vielfalt dabei einerseits ganz selbstverständlich nebenbei berücksichtigen, und andererseits im Rahmen unterschiedlicher Themen ausführlicher behandeln. Ganz nebenbei können beispielsweise Personen in gleichgeschlechtlichen Partnerschaften vorkommen oder die Diskriminierung erwähnt werden, die historische Persönlichkeiten, wie etwa der britische Mathematiker Alan Turing, aufgrund ihrer sexuellen Orientierung erlebt haben. Im Deutsch- oder Fremdsprachenunterricht können Bücher gelesen oder Filme geschaut werden, in denen auch trans* oder inter* Charaktere vorkommen oder diese Themen einen Schwerpunkt darstellen, wie z. B. in den Filmen „Mein Leben in Rosarot“ oder „XXY“.

SCHWERPUNKTTHEMEN



© nitb – Fotolia.com

LSBTI* hat viele Gesichter

Wenn sexuelle und geschlechtliche Vielfalt derzeit in der Schule ausführlicher behandelt wird, dann meist nur im Biologieunterricht. Dabei bieten sich auch hier **andere Fächer** an, beispielsweise Geschichte oder Politik, wenn es um die Entwicklung der Idee universeller Menschenrechte und den Kampf um gleiche Rechte unabhängig von Religion, Weltanschauung, Ethnizität, Geschlecht, sexueller Orientierung, Alter oder Behinderung geht. Wenn die Themen Freundschaft, Partnerschaft und Familie behandelt werden, z. B. in den Fächern Ethik, Religion oder Sozialkunde, kann dabei auch über Coming-out, Familien mit lsbti* Eltern (Regenbogenfamilien) oder über die Wirkung von Geschlechternormen gesprochen werden.

Und auch das **Schulgebäude** kann inklusiver gestaltet werden. So können Plakate aufgehängt oder Informationen ausgelegt werden, in denen auch lsbti* Jugendliche gezeigt oder Einrichtungen empfohlen werden, an die sich Schüler*innen bei Bedarf wenden können. Und es können zumindest einige Toiletten und Umkleidekabinen als geschlechtsunabhängig (Unisex) deklariert werden, um trans* und inter* Schüler*innen belastende Situationen zu ersparen. All diese Maßnahmen signalisieren lsbti* Schüler*innen sowie Schüler*innen mit lsbti* Eltern, dass sie dazu

gehören und bei Diskriminierung mit Unterstützung rechnen können. Und sie führen bei allen zu mehr Selbstverständlichkeit und Akzeptanz von sexueller und geschlechtlicher Vielfalt.

Diskriminierung kennt viele Gesichter

Schikanieren, sich lustig machen, ausgrenzen, „schwul“ als Schimpfwort verwenden – Diskriminierung kennt viele Gesichter. Unabhängig davon, ob die genannten Verhaltensweisen diskriminierend gemeint sind oder nicht, verfestigen sie negative Einstellungen gegenüber LSBTI* und signalisieren lsbti* Schüler*innen, dass sie in dieser Umgebung besser nicht offen mit ihrer Identität umgehen sollten. Pädagogische Fachkräfte sollten also auf jeden Fall dagegen vorgehen. Je nach Situation bieten sich hier unterschiedliche Herangehensweisen an. Diskriminierende Schimpfwörter können mit **Humor gekontert, kritisch hinterfragt** oder mit einer **Aufforderung zur Einnahme der Perspektive eines Mitglieds** der beschimpften Gruppe beantwortet werden. Hilft das nicht, so können mit Verweis auf das Schulleitbild oder andere übergeordnete Normen Grenzen aufgezeigt und, notfalls mit Hilfe von Sanktionen, durchgesetzt werden.

Darüber hinaus ist es wichtig, den diskriminierten Personen im Vieraugengespräch **Unterstützung zu signalisieren** und sie nach ihren Wünschen zu fragen, sie aber nicht vor der Klasse erneut zum Objekt zu machen, beispielsweise indem ihre Sexualität oder ihr Geschlecht thematisiert werden. Es gibt also viele Möglichkeiten, wie pädagogische Fachkräfte die Situation von LSBTI* oder Schüler*innen, die dafürgehalten werden, verbessern können. Doch wie können sie dazu bewegt werden, sich verantwortlich zu fühlen und ihre Möglichkeiten zu nutzen?

Was können Schulpsychologinnen und -psychologen sowie Beraterinnen und Berater tun?

Sowohl die oben erwähnte Befragung von pädagogischen Fachkräften in Berlin (Klocke et al., in Vorb.) als auch eine deutschlandweite Befragung von Lehrkräften (Klocke, Latz & Scharmacher, 2018) zeigen, welche Variablen das Verhalten der Fachkräfte statistisch erklären. Damit geben sie Hinweise, wie Schulpsychologinnen und -psychologen sowie Beraterinnen und Berater pädagogische Fachkräfte dazu bewegen können, sich für Vielfalt und gegen Diskriminierung zu engagieren. Viele der relevanten Verhaltensweisen sind bei Fachkräften höher ausgeprägt, die in ihrem Studium, in ihrer Ausbildung oder in Fortbildungsmaßnahmen etwas über den Umgang mit sexueller und geschlechtlicher Vielfalt gelernt haben. Schulpsychologinnen und -psychologen sowie Beraterinnen und Berater sollten also ihre Aufgabe darin sehen, sich über geeignete **Qualifizierungsmaßnahmen** in ihrem

SCHWERPUNKTTHEMEN



© Olesia Bilkei – Fotolia.com

Ein inklusives Antimobbing-Leitbild und konkretes Handlungswissen sind hilfreich

Zuständigkeitsbereich zu informieren und diese an die Fachkräfte zu empfehlen.

Dies können auch Maßnahmen sein, die die Themen Heterogenität, Inklusion, Diskriminierung oder Mobbing generell behandeln. In diesem Fall sollte aber sichergestellt sein, dass auch sexuelle Orientierung dabei berücksichtigt wird und dass Geschlecht nicht binär, sondern vielfältig betrachtet wird und Geschlechts-Nonkonformität als häufiger Mobbing-Grund Beachtung findet. Sowohl vermittelt über Bildungsmaßnahmen als auch im direkten Kontakt sollten Schulpsychologinnen und -psychologen sowie Beraterinnen und Berater darauf hinweisen, dass sich in fast allen Schulklassen auch lsbti* Schüler*innen befinden, auch wenn sich diese aus Angst vor Ablehnung meist nicht als solche zu erkennen geben.

Darüber hinaus zeigen die Studien, dass insbesondere **konkretes Handlungswissen** hilfreich ist. Pädagogische Fachkräfte engagieren sich mehr für lsbti*, wenn sie wissen, wie sie gegen Diskriminierung vorgehen können, wo sie geeignete Materialien finden und dass sie mit ihrem Verhalten die Situation von lsbti* Schüler*innen tatsächlich verbessern können. Qualifizierungsmaßnahmen sollten also insbesondere solches Handlungswissen vermitteln. Und Schulpsychologinnen und -psychologen sowie Beraterinnen und Berater können auf entsprechende Empfehlungen und Materialsammlungen verweisen (siehe unten „Weiterführende Informationen“).

In der Berliner Befragung engagierten sich pädagogische Fachkräfte mehr für lsbti* Jugendliche, wenn sie davon ausgingen, dass Diskriminierung im Leitbild oder der Ordnung ihrer Schule

SCHWERPUNKTTHEMEN

geächtet wird und dabei verschiedene Diskriminierungsdimensionen explizit genannt werden. In diesem Fall können sie sich bei der Intervention gegen Diskriminierung darauf berufen und die Auseinandersetzung von der persönlichen Ebene auf die Ebene allgemein akzeptierter Normen heben. Ob es an der Schule tatsächlich ein solches Leitbild gab, hatte dagegen keine Effekte. Schulpsychologinnen und -psychologen sowie Beraterinnen und Berater sollten Schulleitungen und pädagogische Fachkräfte also dazu anregen, an ihrer Schule ein **inklusives Antimobbing-Leitbild** zu entwickeln und dafür zu sorgen, dass dieses Leitbild allgemein bekannt ist und umgesetzt wird. Beispielsweise kann in Schulkonferenzen regelmäßig darauf verwiesen und klare Verantwortlichkeiten dafür vereinbart werden, welche Lehrkräfte es zu welchen Anlässen mit den Schüler*innen besprechen sollen. Inklusive Antimobbing-Leitbilder, in denen auch sexuelle Orientierung und Geschlecht bzw. Geschlechtsidentität explizit erwähnt werden, können das Wohlbefinden von Lsbti* Schüler*innen verbessern. So zeigt eine Studie aus den USA, dass lesbische und schwule Schülerinnen und Schüler umso seltener versuchen, ihrem Leben ein Ende zu setzen, je mehr Schulen ihres Bezirks ein inklusives Antimobbing-Leitbild besitzen (Hatzenbuehler & Keyes, 2013).

FAZIT

Unsichtbarkeit und Ablehnung tragen dazu bei, dass Lsbti* Jugendliche deutlich belasteter sind als andere Jugendliche. Lehrkräfte und andere pädagogische Fachkräfte können ihre Situation verbessern, indem sie die Sichtbarkeit sexueller und geschlechtlicher Vielfalt erhöhen und gegen Diskriminierung vorgehen. Dabei können Schulpsychologinnen und -psychologen sowie Beraterinnen und Berater sie unterstützen, indem sie auf den Leidensdruck von Lsbti* Jugendlichen hinweisen, geeignete Qualifizierungsmaßnahmen und Materialien vermitteln und die Schulen dazu ermuntern, inklusive Antimobbing-Leitbilder zu entwickeln und bekannt zu machen.

Weiterführende Informationen

- Die Aufklärungsprojekte zu sexueller und geschlechtlicher Vielfalt sind im Bundesverband **Queere Bildung** (➔ www.queere-bildung.de) vernetzt. Auf dessen Webseite gibt es unter anderem eine Übersicht über sämtliche Projekte in Deutschland.
- Empfehlungen, wie Lehrkräfte sexuelle und geschlechtliche Vielfalt in den Unterricht einbinden, mit Diskriminierungen umgehen und die Situation von Lsbti* Jugendlichen ver-

bessern können, finden Sie auf den Internetseiten der Bildungsinitiative **Queerformat** (➔ www.queerformat.de), des Hamburger Bildungsservers (➔ bildungsserver.hamburg.de/identitaetsfindung) sowie des **Projekts Schule der Vielfalt** (➔ www.schule-der-vielfalt.de).

- Spezifische Informationen und Empfehlungen zu Intersexualität finden Sie unter ➔ www.kinderbuch-intersexualitaet.de.

Dr. Ulrich Klocke, Sozialpsychologe, Humboldt-Universität zu Berlin

*Dipl.-Psych. Ska Salden, Wissenschaftliche*r Mitarbeiter*in, Sigmund Freud PrivatUniversität Berlin*

Prof. Dr. Meike Watzlawik, Universitätsprofessorin für Entwicklung & Kultur, Sigmund Freud PrivatUniversität Berlin

Literatur

- Clark, T. C., Lucassen, M. F. G., Bullen, P., Denny, S. J., Fleming, T. M., Robinson, E. M. & Rossen, F. V. (2014). The health and well-being of transgender high school students: Results from the New Zealand Adolescent Health Survey (Youth'12). *Journal of adolescent health, 55*, 93–99. doi:10.1016/j.jadohealth.2013.11.008
- Hatzenbuehler, M. L. & Keyes, K. M. (2013). Inclusive anti-bullying policies and reduced risk of suicide attempts in lesbian and gay youth. *Journal of adolescent health, 53*, S21–S26. doi:10.1016/j.jadohealth.2012.08.010
- Klocke, U. (2012). *Akzeptanz sexueller Vielfalt an Berliner Schulen: Eine Befragung zu Verhalten, Einstellungen und Wissen zu LSBT und deren Einflussvariablen*. Berlin: Senatsverwaltung für Bildung, Jugend und Wissenschaft. Retrieved from www.psychologie.hu-berlin.de/prof/org/download/klocke2012_1.
- Klocke, U., Latz, S. & Scharmacher, J. (2018). *Schule unterm Regenbogen? Einflüsse auf die Berücksichtigung sexueller und geschlechtlicher Vielfalt durch Lehrkräfte*. Zur Begutachtung eingereichtes Manuskript.
- Klocke, U., Salden, S. & Watzlawik, M. (in Vorb.). *Lsbti* Jugendliche in Berlin: Wie nehmen pädagogische Fachkräfte ihre Situation wahr und was bewegt sie zum Handeln?* Berlin: Senatsverwaltung für Bildung, Jugend und Familie.
- Krell, C. & Oldemeier, K. (2017). *Coming-out – und dann...?! Coming-out-Verläufe und Diskriminierungserfahrungen von lesbischen, schwulen, bissexuellen, trans* und queeren Jugendlichen und jungen Erwachsenen in Deutschland*. Opladen: Barbara Budrich.
- Küpper, B., Klocke, U. & Hoffmann, L.-C. (2017). *Einstellungen gegenüber lesbischen, schwulen und bissexuellen Menschen in Deutschland. Ergebnisse einer bevölkerungsrepräsentativen Umfrage*. Hg. v. Antidiskriminierungsstelle des Bundes. Baden-Baden: Nomos.
- Marshal, M. P. et al. (2011). Suicidality and depression disparities between sexual minority and heterosexual youth: A meta-analytic review. *Journal of adolescent health, 49*, 115–123. doi:10.1016/j.jadohealth.2011.02.005